

Illustriertes Unterhaltungs- Blatt

Bromberg, Sonntag, den 8. Dezember.

Der Dichter.

Wer uns das Längstbekannte nicht
Mit seinem Herzblut neu belebt
Und so vom Triageahnten spricht,
Daß jedes Hörers Herz erbebt,

Wer an sich selbst gezeifelt nie,
Wer nie ein Halbgott sich geföhlt,
Der kennt dich nicht, o Poesie,
Noch wie dein Lorbeer brennt und föhlt. H. v. Wallpach.

Notwehr.

Roman

von Reinhold Ortmann.

[Fortf.]

[Nachdr. verb.]

„Lieb mir noch einmal Deine liebe Hand, Hilde! — Denke, es sei zum letzten Mal im Leben, und suche mir in diesem Gedanken zu verzeihen, daß ich selbstsüchtig genug war, den Frieden Deines Herzens noch einmal auf so frevelhafte Art zu stören. Und noch eins! Ich bitte Dich nicht, mir zu schreiben, denn wir haben uns ja nun wohl nichts mehr zu sagen. Aber wenn Du eines Tages jenes Glück gefunden hast, das — das — nun, Du weißt wohl, welches Glück ich meine, so sollst Du mir davon mit eigener Hand Mitteilung machen. Willst Du mir das versprechen?“

Ihre Augen vermieden noch immer sein Gesicht, auch als sie ihre Hand in die seine legte, und tonlos, fast wie ein Hauch, kam es als Antwort von ihren Lippen: „Ich verspreche es Dir, Eberhard — wenn ich auch nicht glaube, daß Du jemals eine solche Nachricht von mir erhalten wirst. Dir aber wünsche ich aus tiefstem Herzen, daß Du ein Wesen finden mögest —“

Um seinen Mund zuckte es. Er ließ sie nicht aus-



Un das Christkind. Nach dem Gemälde von L. Max Ehrler.

reden, sondern nachdem er ihre Hand rasch und ungestüm an seine Lippen geführt hatte, sagte er: „Lebewohl denn, Hilde! — Und noch einmal, zum letzten Male: Lebewohl!“

Ob er das Wort, das sie ihm auf diesen Abschiedsgruß zugerufen, noch vernommen hatte, sie wußte es nicht, denn fast in demselben Augenblick schon fiel die Thür des Zimmers hinter ihm zu. Und es war gut, daß er gegangen war, denn länger hätte sie ihre heroisch erkämpfte Standhaftigkeit nicht mehr zu bewahren vermocht. Wäre Eberhard von Rochlitz noch einmal umgekehrt, so hätte er sie als ein Bild des tiefsten Herzeleids gefunden, das thränenüberströmte Antlitz verzweifelt in die Polster eines Sessels gepreßt.

9.

Es war am Abend des folgenden Tages. Das späte Diner war vorüber, und die Hotelgäste saßen an den kleinen Tischen des Konversationszimmers in einzelnen Gruppen plaudernd bei einander. Mit halb furchtsamen, halb sehnsüchtigem Blick hatte Hilde beim Dejeuner wie beim Mittagessen ihre Augen über die lange Wirtstafel schweifen lassen; aber den, welchen sie suchten, hatten sie nicht gefunden. Eberhard

von Nochtiz war nicht unter den Gästen, und gegen das Ende des Diners hatte sie denn auch aus dem Gespräch einiger in ihrer Nähe sitzenden Herren erfahren, weshalb er nicht anwesend war.

Man unterhielt sich dort mit lauter Mißbilligung über den tollkühnen Wagemut einiger Touristen, gerade um diese gefährliche Jahreszeit eine der schwierigsten Dolomiten-Besteigungen zu unternehmen, und dabei fiel zu Hildens Erzählungen der Name Eberhards. Man erzählte weiter, daß die ganze Gesellschaft um die Mittagszeit von einem Steinschlag überrascht worden sei, und keine der vier Personen sei unverletzt geblieben. Die Verwundungen des einen Touristen seien so schwer, daß man an seinem Aufkommen zweifle. Einer der Führer habe sich vor einer Stunde bis hierher geschleppt um Hilfe zu holen.

Hilde mußte an sich halten, sie war einer Ohnmacht nahe — sie gab sich die Schuld, Eberhard zu diesem Aufstieg veranlaßt, seinen Tod verschuldet zu haben.

Niemals — selbst nicht in jener traurigen Zeit, da sie als Krankenpflegerin am Sterbeager Joachim Heinrichs von Nochtiz gewesen — waren für Hilde die Stunden einer schlummerlosen Nacht so unerträglich langsam dahingeflossen; niemals hatte sie mit gleicher Inbrunst das Aufdämmern des jungen Tages herangewünscht, und doch war ihr niemals so todesweh und hoffnungslos traurig zu Sinn gewesen, als in dem Augenblick, da sie endlich die sahle Helligkeit im Osten gewahrte.

Kaum angekleidet, beauftragte sie einen der Hotelbediensteten, ihr sofort einen Führer zu besorgen, der sie bis in die Schutzhütte hinauf brächte, wo der Verwundete Unterkunft gefunden und die reiche Belohnung, die sie dem Burschen für die schnelle Erfüllung ihres Wunsches verheißt, besüßelte ihn trotz seiner Schlafruntheit zu größter Eile. Doch schwer wurde es einen Führer zu finden.

Bei dem ersten und zweiten, an den sie sich auf den Rat des Hotelbediensteten gewendet, blieben alle Bitten und Verprechungen Hildens unisoni. Dann aber kam dem jungen Menschen ein rettender Gedanke. Er führte sie in eines der letzten Häuser, wo ein weihhaariger, schon etwas gebückter Alter eben im Begriff war, seine überaus einfache Morgentoilette zu beenden.

Dieser Alte war nach der Erzählung des Burschen noch vor wenig Jahren der berühmteste aller tirolischen Bergführer gewesen, und nicht die natürliche Gebrechlichkeit der vorgrückten Jahre, sondern die Folge eines schlimmen Abenteurers in den Dolomiten, bei dem er mit Daranlegung der eigenen gesunden Glieder, das Leben des ihm anvertrauten Touristen gerettet hatte, trugen die Schuld daran, daß er sich vorzeitig und zu seinem bitren Schmerz von dem so fahrvollen und doch so heiß geliebten Berufe hatte zurückziehen müssen.

„Für ihn ist es ein Kinderspiel, das gnädige Fräulein sicher hinauf zu bringen, wenn er nur will. Aber ich möchte dem gädigen Fräulein raten, ihn nicht durch das Versprechen einer besondern Belohnung dazu bestimmen zu wollen. Er ist nicht habgierig und er hat seinen eigensinnigen Berufsstolz wie die meisten älteren Führer. Mehr als die vorgeschriebene Tage würde er unter keinen Umständen nehmen. Wohl aber könnte er sich vielleicht bereit finden lassen, um den anderen zu zeigen, daß er doch immer noch mehr fertig bringt als sie.“

Und es zeigte sich, daß diese Beurteilung des alten Bergirvalden eine völlig zurechtfertigende gewesen war. Anfänglich zwar schüttelte er zum Zeichen entschiedener Ablehnung den grauen Kopf und kehrte der schönen Besucherin mit einigen nichts weniger als verbindlichen Worten den Rücken. Als dann aber Hilde statt ihres Begleiters, der bisher den Dolmetich ihrer Wünsche gemacht hatte, selbst das Wort ergriff, übte schon der Klang ihrer uralten, traurigen Stimme ganz unverkennbar eine starke überredende Wirkung auf ihn aus. Er drehte sich wieder nach ihr um und nachdem er mit forschendem Blick ihre jugendlich schlank, elastische Gestalt überflogen, zeigte er sich schon um vieles weniger ablehnend als zuvor. Ihre Mitteilung, daß kein anderer im Dorfe es gewagt habe, ihre Bitte zu erfüllen, obwohl sie sicherlich dem Führer sehr wenig Reichthum verursachen würde, besiegte vollends auch seine letzte Bedenklichkeit.

Mit ein paar kurzen Worten gab er seine Bereitwilligkeit zu erkennen, und während er schnell seine Ausrüstung vollendete, hatte Hilde die Empfindung, daß seine gebeugte Gestalt sich immer aufrichtete, daß seine Augen glänzender, seine Bewegungen flinker und elastischer wurden. Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, seitdem sie das Hotel verlassen hatte, und schon schritt sie an der Seite des wirkfahrgen Alten über die grünen Wiesenmaten dem nächsten der trozig und finstern in den lichtblauen Morgenhimmel aufragenden Berggipfeln zu.

Es war eine lange, schweigame Wanderung, doch plötzlich taumelte Hilde mit einem Aufschrei zurück, gerade, als sie sich auf einem so ruff abfallenden Felsenhang befand. Sie hatte aus unmittelbarer Nähe den Klang von Männerstimmen vernommen, und hatte für einen Augenblick zwischen den Felsblöcken, die sich über ihnen türmten, eine menschliche Gestalt auftauchen sehen. Und nun war es plötzlich mit der so lange heldenhaft erkämpften Fassung zu Ende.

Willenlos, halb ohnmächtig ruhte sie an der Brust des gestürzten Führers.

„Sie kommen — sie kommen herab!“ hauchte sie tonlos. „O mein Gott, was werde ich erfahren!“

Um keinen Preis wäre der Alte jetzt noch zu einer Fortsetzung des Aufstiegs zu bewegen gewesen, und Hilde selbst fühlte gut genug, daß sie nicht mehr die Kraft dazu besitzen würde. Sie ließ es geschehen, daß er sie zu einem Vorsprung in der Felswand geleitete, der zur Not als Ruheflüß dienen konnte, und sie stäubte sich auch nicht, als er etwas von dem aromatisch duftenden Inhalt einer mit geradenen Fische in seine Handfläche goß, um damit sauft ihre postelnden Schläfen zu reiben.

„Werden sie hierher kommen!“ fragte sie, während es wie Fieberfrost ihren Körper schüttelte. „Werden sie gewiß hierher kommen? — Und wie lange wird es währen, bis sie da sind?“

„Eine halbe Stunde vielleicht. — Sie haben noch ein paar schlimme Stellen zu überwinden. Und besonders, wenn sie einen Schwerverletzten mit sich führen — oder einen Toten —“

Hilde stieß aufs neue einen Aufschrei aus und stehend erhob sie die gefalteten Hände.

„O, gehen Sie ihnen entgegen — so weit, bis Sie sich mit ihnen verständigen können und kehren Sie dann schnell zu mir zurück! Ich kann diese grauenhafte Ungewißheit nicht noch eine halbe Stunde lang ertragen. Es würde mich töten!“

Aber sie hätte mit ihren Bitten jetzt eher einen der starren Felsen erweichen können, als daß es ihr gelungen wäre, den Alten zu einer Pflichtverletzung zu bewegen, wie er sie unzweifelhaft begangen hätte, wenn er sie in solchem Zustande allein ließ. Und sie mußte sich verzweifelt in das Unvermeidliche fügen, welche Folterqualen diese, letzten Viertelstunden tödlicher Angst ihr auch immer bereiten mochten.

Näher und näher kamen die Stimmen, auf deren Klang sie mit äußerster Anspannung aller Sinne lauschte. Zuletzt konnte sie auch die kurzen Zurufe verstehen, welche die Absteigenden miteinander tauschten. Und dann — dann fuhr sie plötzlich mit beiden Händen nach dem Herzen, während ihre Augen sich weit aufthaten und ihre zuckenden Lippen unisoni einen Laut hervorzubringen suchten. Sie hatte Eberhards Stimme erkannt — und so freich, so volltönend, und energisch war sie an ihr Ohr gedrungen, daß mit einemmal wie durch ein Wunder all die zermalmende Todesangst von ihrem Herzen fiel — daß sich die öde Felsenwildnis um sie her urplötzlich mit leuchtendem, goldenem Sonnenschein übergoß, und daß sich die Luft mit einem Singen und Klängen erfüllte wie von dem Jauchzen und Jubelieren unzähliger frohlockender Geisterstimmen. —

Und wie er dann wenige Minuten später vor ihr stand, den Kopf und den linken Arm mit weißen Tüchern verhu, aber hoch und stolz und kraftvoll wie nur je in den Tagen seines blühendsten Glückes, da jauchzte und frohlockte auch sie, da war alle Angst und Verzweiflung in Nichts zerfallen wie ein vergessener Traum und alles, was ihr junges Herz schwer und traurig gemacht seit dem Tage, an dem sie die Nachricht von seinem Verlöbniß empfangen, war untergegangen und spurlos versunken in dem Meer unzählbarer, übermenschlicher Seligkeit, das sie umrauschte.

„Eberhard!“

„Hilde! — Meine geliebte Hilde!“

Das war alles, was sie in den ersten Minuten dieses seltsamen Wiedersehens hoch oben in den Bergen einander zu sagen vermochten, aber eine solche Welt von Empfindungen war in diesen wenigen Worten, daß selbst von den wenig rührfahnen Söhnen der Berge der eine und der andere verstoßen mit der rauhen, schweligen Faust über die Augen fuhr.

Eberhard hatte die Geliebte mit dem unverletzten rechten Arm umschlungen und sie hatte ihr Köpfchen an seine Schulter gelegt wie ein müdes Kind, das nach langem Verirren endlich den Heimweg gefunden hat an das Ruhe und Frieden spendende Mutterherz. Es waren keine stürmischen, leidenschaftlichen Zärtlichkeiten, die sie in diesen Augenblicken höchsten Glückes tauschten; aber die heißesten Lieblosungen womit untrüben Luft hätten nicht stilllicher sein können als sie.

10.

Das Mißgeschick, das die verwegenen Touristen betroffen, hatte sich glücklicherweise in den Erzählungen des zuerst abgestiegenen Führers schlimmer dargestellt, als es wirklich war. Die Verletzungen des jungen Engländers waren zwar erheblich schwerer als die seiner drei Gefährten; doch auch bei ihm war, nach der Erklärung des Arztes, der mit den anderen hilfsbereiten Männern schon gestern abend zu der Schutzhütte aufgestiegen war, keine lebensgefährliche Verwundung zu konstatieren. Er wurde mit aller nur erdenklichen Vorsicht von acht der geübtesten und zuverlässigsten Männer zu Thal gebracht, während Eberhard kräftig genug war, nach der in der Schutzhütte genossenen Ruhe schon beim Morgenrauen mit den beiden wenig verletzten Führern den Abstieg zu beginnen.

Als sie nun ihren Weg in das Thal fortsetzten, bedurfte Hilde noch weniger einer fremden Unterstützung als vorgin, und Eberhard

hätte sicherlich nicht geduldet, daß ein anderer als er selbst ihr diese Unterstützung zu teil werden lasse, mochte ihm auch immerhin nur ein gesunder Arm zur Verfügung stehen. — Sie sprachen nicht allzuviel, aber als sie dann die errie wützig duftende, taufumfelnde Alpenwiese erreicht hatten, konnte Eberhard sich doch nicht enthalten zu fragen: „Und warum, Du Unbarunherzige, warum hast Du mich achzehn lange Monate hindurch umsonst auf die Gnadenbotschaft harren lassen? Warum hast Du mich vor



Sirdar Habib-Ullah Khan.

heiligere Rechte an Dich, und daß sie im Grabe ruhte, nahm diesen Rechten für mich nichts von ihrem Gewicht. Als eine schwere Sünde erschien mir das ungestüme Sehnen und Drängen meines rebellischen Herzens, das sich trotz aller harten Kämpfe nicht zur Ruhe geben wollte. Ich wähnte, man könne nimmermehr glücklich sein und glücklich machen mit dem Bewußtsein einer geheimen Schuld.“

„Und jetzt — jetzt hast Du nun alle diese thörichten, selbstquälereichen Bedenken überwunden — nicht wahr, mein Lieb?“

Mit einem jeelenvollen Blick schlug sie die leuchtenden Augen zu ihm auf und flüsterte, sich zärtlich an ihn schmiegend, in den weichen Lauten der innigsten, hingebendsten Zärtlichkeit: „Ja, diese schreckliche Nacht hat mich gelehrt, was das Rechte ist. Jetzt weiß ich, daß es keine Sünde sein kann, was wir thun.“

Der Empfang, der den Geretteten von den Sommerfrischlern unten im Thale zu Teil wurde, war ein sehr herzlicher, und die Generalin, der das kühne Unternehmen ihres jungen Schützlings während der letzten Stunden nicht geringe Sorge bereitet hatte, vergaß all die ausgestandene Angst beim Anblick der Glückseligkeit, die den beiden so hell aus den Augen leuchtete. — An der Mittagstafel wußten es bereits sämtliche Hofsleute, daß Eberhard von Kockitz und

seine Base Hilde ein jung verlobtes Brautpaar seien, und es wäre ihnen gewiß unbehaglich geworden unter den vielen neugierig zudringlichen Blicken, die beständig auf sie gerichtet waren, wenn sie nicht viel zu viel mit sich selbst beschäftigt gewesen wären, um es überhaupt zu bemerken. Nach dem Diner mußte sich Eberhard auf Hildes dringende Vorstellungen dazu verstehen, eine Stunde zu ruhen, obwohl er lachend und im Tone vollster Aufrichtigkeit versicherte, daß er nicht das geringste Bedürfnis darnach verspüre. Als

er dann aber wieder in das Konversationszimmer trat, glaubten ihre von der Liebe geschärften Augen trotz des zärtlichen Lächelns, mit dem er sie begrüßte, etwas wie einen leichten Schatten auf seiner Stirn zu gewahren, und sie fragte nach seinem Befinden.

„O, es ist nichts, mein Liebling,“ erwiderte er. „Ich habe mich niemals wohler gefühlt als heute. Eine schlechte Nachricht aus

Rudow hatte mich für einen Augenblick verstimmt; aber das ist schon längst vorüber. Ja, ich bin froh, daß die Götter so frühzeitig ihren Tribut eingefordert haben für das übermenschliche Glück, mit dem sie mich heute so beschwenderisch beschenken.“ Seine

Heiterkeit klang aufrichtig; aber Hilde war durch seine Worte in viel zu große Besorgnis versetzt worden, als daß sie sich so leicht hätte beruhigen lassen.

„Schlechte Nachrichten aus Rudow?“

fragte sie. „Ich hoffe, Eberhard, Du wirst sie mir nicht verschweigen.“

„Ach, es ist nicht der Rede wert — Du kannst mir's glauben. Es ist ein Einbruch ins Schloß verübt worden — man hat mich bestohlen. Noch weiß ich nicht einmal, um was — aber ich denke, was es auch sei, der Verlust ist unter allen Umständen zu ertragen.“

„Ein Einbruchdiebstahl?“ fragte Hilde bestürzt, „wahrhaftig, das wäre das Letzte gewesen, auf das ich geraten hätte. Und es will mir noch jetzt fast unglaublich erscheinen — inmitten einer so grundehrlichen Bevölkerung und bei einer so zahlreichen Dienerschaft.“

Eberhard zuckte die Achseln. „Ein Rätsel ist es allerdings auch mir, und ich bin einigermaßen neugierig auf die Einzelheiten. Nach dem Telegramm zu urteilen, das schon vorgestern aus Rudow abgegangen ist und mir wegen meines Aufenthaltswechsels erst heute hierher nachgesandt wurde, scheint mein guter Oberinspektor so ziemlich den Kopf verloren zu haben.“

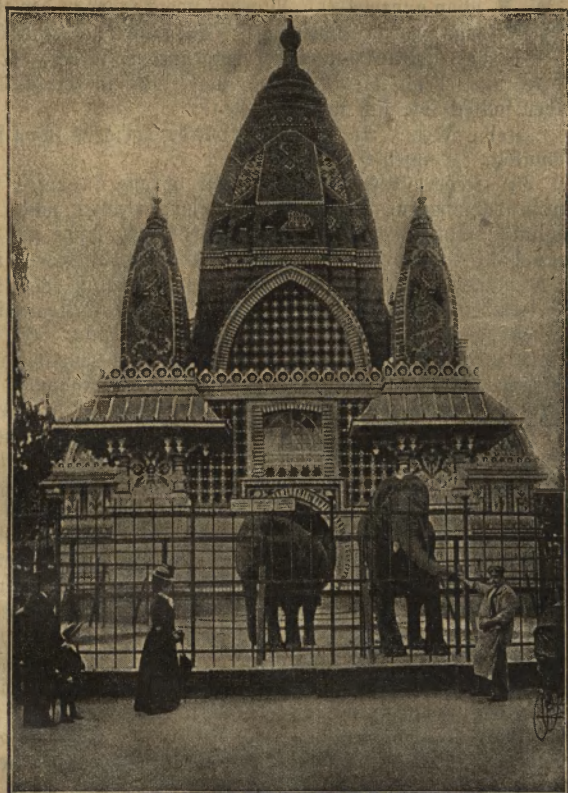
„Dies Telegramm — darf ich es sehen, Eberhard?“

„Gewiß! — Zwischen uns beiden giebt es ja fortan überhaupt keinerlei Geheimnisse mehr. Da ist es, Schatz!“

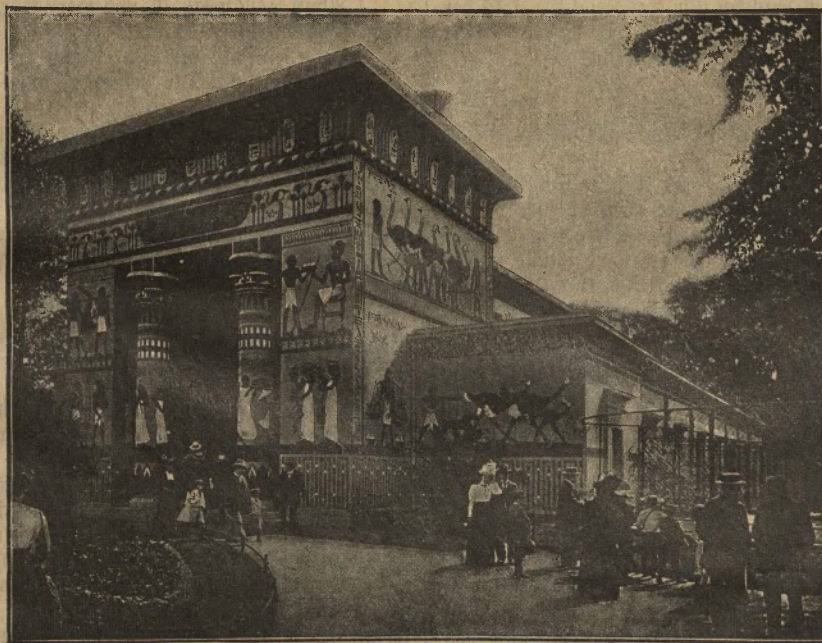
Hilde las: „Gestern Nacht Einbruch in das Schloß verübt. Die wertvollsten Stücke aus den Sammlungen und viele Kopiarbeiten gestohlen. Von Dieben keine Spur, Untersuchung eingeleitet. Bitte Herrn Baron dringend um schleunige Heimkehr.“

„O, das ist schlimm!“ sagte Hilde betrübt. „Aber Du mußt natürlich heimreisen, sobald der Art es Dir gestattet, um Dich von der Größe Demees Verlustes zu unterrichten und die Nachforschungen nach den Spitzbuben zu leiten.“

[Fortsetzung folgt.]



Neubauten im Berliner Zoologischen Garten: Das Elefantenhaus.



Neubauten im Berliner Zoologischen Garten: Das Straußenhaus

Der Freund des Hauses.

Skizze von Georg Persich.

[Nachdruck verboten.]

„Saben Sie schon gehört,“ redete ihn ein Bekannter auf der Straße an, „daß der Bredow nun auch fertig ist? Konkurs ist wohl schon angemeldet. Morgen steht sicher in der Zeitung. Doch, was sage ich Ihnen das!? Sie wissen natürlich längst Bescheid.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Harder. Er stammelte die Worte nur, denn die Neuigkeit war ihm in die Glieder gefahren. „Aber sollten Sie sich nicht täuschen?“

„Keine Idee! An der Börse wurde übrigens schon seit einiger Zeit gemunkelt. Empfehle mich!“

Der Uebermittler der Hiobspost sprang in einen vorbeifließenden Straßenbahnwagen. Harder schaute ihm betroffen nach. War es denn möglich? Sollte es mit Bredow wirklich zu Ende sein? Ein großes Haus hatte er gemacht. Dann die letzten Gallissements in Südamerika, die so mancher europäischen Firma den Todesstoß versetzt hatten. Und aus fremden Munde mußte er von dem Unglück Kenntnis erhalten, er, der seit Jahren bei Bredows ein und aus ging. Er war mit dem Manne so gut wie befreundet, mehr aber noch zog ihn die kleine blonde Frau an, dieses Prachtweib, das er wie eine Madonna verehrte. Wie würde sie den Schlag verwinden? Wer würde ihr zur Seite stehen?

Ihr Mann? Der war von jeher seine eigenen Wege gegangen und hatte sich wenig um seine Frau gekümmert. Sie lebten vor der Welt ganz glücklich mit einander, aber von seelischer Gemeinschaft konnte nicht die Rede sein. Das wußte er wie kein Zweiter, denn ihn hatte die junge Frau ihres vollen Vertrauens gewürdigt. Nicht daß sie den Gatten schalt, daß sie den inneren Mangel ihrer Ehe laut beklagte, aber anzumerken war ihr der Kummer doch, und er sah in diesem Falle besonders scharf. Er wußte, daß dieses Weib das beste Los verdiente und daß er mit Freuden bereit gewesen wäre, es ihr zu bieten, wenn ihm dieser Bredow nicht zugekommen wäre. Dem Manne Staudreden über die Nichtachtung seines Glücks zu halten, hatte er niemals versucht. Er wollte sich doch nicht ins Gesicht lachen lassen oder, was schlimmer war, den Verdacht erregen, daß ihn bei seinen Vorhaltungen ein besonderes, tieferes Interesse leite. Eifersucht hätte seine ihm so wertvolle Stellung als Freund des Hauses — das Wort „Hausfreund“ klang ihm abscheulich — erschüttert. Das wollte er unter allen Umständen vermeiden. Nun war er wenige Wochen auf Reisen gewesen und inzwischen war die Katastrophe erfolgt. Je mehr er sich gewisser Vorgänge der letzten Zeit erinnerte, um so glaubwürdiger erschien ihm die Kunde. Deshalb sich nur Bredow nicht hilfeuchend an ihn gewandt hatte! In solcher Lage macht man doch zunächst einen Rettungsversuch bei vermögenden Freunden und Bekannten. Er würde nach besten Kräften geholfen haben; er traute sich soviel Opfermut zu. Vielleicht war jetzt noch zu helfen. Oder war es richtiger, da man ihn doch nicht gerufen hatte, er hielt sich fern? Nein, das erschien ihm wie Feigheit. In der Aufregung und Bestürzung konnte man seiner vergessen haben. Derartige Zusammenbrüche kommen ja manchmal über Nacht! —

„Kutscher!“

Er rief eine Droschke heran.

„Fahren Sie mich nach der Langenstraße fünf. Aber ein wenig geschwind!“

Unterwegs kamen ihm wieder Zweifel. Er fühlte sich bedrückt, wenn er sich das Zusammentreffen vorstellte. Im Grunde war es die reine Kondolenzvisite. Der Mann mit gefurchter Stirn, um Jahre gealtert — die Frau mit verweinten Augen, in gebrochener Haltung —. Aber da hielt der Wagen bereits. Er stieg aus und klingelte. Das Mädchen öffnete ihm in gewohnter Weise. Der gnädige Herr sei nicht zu Hause, wohl aber die gnädige Frau.

Die Auskunft wurde in einem Tone erteilt, aus dem auch ein feineres Ohr keinen verminderten Respekt heraus hören konnte. Harder, der dies mit Befriedigung konstatierte, ließ sich melden. Im Wohnzimmer kam ihm die Dame des Hauses entgegen. Sie empfing ihn mit aufrichtiger Herzlichkeit. Auch ihr Aeußeres zeigte keine Veränderung gegen früher. Da waren keine thränenumflorten Augen, keine gramdurchfurchten Züge, wie er sich die Freundin im Geiste verwandelt gedacht hatte — sie war im Gegenteil beinahe heiter. Er fühlte etwas wie Enttäuschung. Gleichgültigkeit einem solchen Schicksale gegenüber war kein Zeichen eines edlen Charakters.

Dieser Gedanke verwirrte ihn, und er antwortete zerstreut, als sie ihn nach den Erlebnissen seiner Reise fragte. Wenn er nur erst Klarheit gehabt hätte. Eine direkte Frage erschien ihm unpassend. Er erkundigte sich endlich, wenn er Bredow zurück erwarten könnte, er hätte ihn gern in geschäftlichen Angelegenheiten gesprochen. Nun stuzte sie.

„Geschäftlich? Sind auch Sie Gläubiger meines Mannes?“

„Nein, nein!“ Also war es doch richtig! Ihre Frage beseitigte jeden Zweifel.

„So wollen Sie ihm raten?“

„Raten, helfen, wenn es möglich ist.“

„Helfen? Ist das Ihr Ernst?“

„Ihr Unglaube könnte mich kränken.“

„Verzeihen Sie mir, aber ich hatte in dieser Zeit zu viel Gelegenheit, jeden Glauben an opferwillige Freundschaft zu verlieren. Ein „Freund“ war es, der dieses Ende herbeiführte, kein Freund fand sich, der es abwenden half. Nun ist es da und muß ertragen werden.“

Jetzt war sie schmerzlich bewegt und er wieder ganz Mitgefühl.

„Und ich?“ sagte er vormurfsvoll, „ich existierte natürlich nicht.“

„Es kam so überraschend, und dann!“ — sie stockte.

„Und dann?“

„Dann würden wir an diese Möglichkeit nicht gedacht haben.“

„Das ist aber nicht gerade schmeichelhaft für mich. Ich war bisher der Meinung, daß ich an erster Stelle auf Offenheit und Vertrauen rechnen könnte. Gerade von Ihnen —“

Sie blickte ihn mit großen Augen an.

„Eben deshalb.“

Er wußte den Sinn dieser Worte nicht gleich zu deuten.

„Deshalb?“

„Nun“ — sie sprach ohne jedwede Verlegenheit — „Sie sind der erste, beste Freund unseres Hauses, aber, lassen Sie uns ehrlich sein, waren Sie nicht immer mehr mein Freund, als der meines Mannes?“

„Aber die Lauterkeit —“ wollte er sie unterbrechen.

„Die Lauterkeit dieser Freundschaft ist nie getrübt worden, aber sie würde es werden, sobald Sie meinem Manne ein Helfer würden.“

„Wie paradox Sie heute sind,“ murzte er.

Sie beachtete den Einwand weiter nicht.

„An wen dachten Sie zuerst, als Sie von unserm Unglück hörten? An wen mit dem größeren Interesse?“

„Aber, liebste Freundin!“ Er war sichtbar verlegen.

„Ich kann mir die Antwort ohne persönliche Eitelkeit selbst geben. Und eben darum muß es dabei bleiben, daß Sie uns keine finanziellen Opfer bringen.“

„So kündigen Sie mir die Freundschaft?“

„Ich hoffe Sie vielmehr durch diesen Entschluß zu festigen, sicherer zu stellen.“

„Allmählig verstehe ich —“

Er blickte mit Bewunderung auf die junge Frau.

Da vernahm man auf dem Korridor Schritte. Bredow war heimgekehrt. Er sah ernst aus, als er das Zimmer betrat, aber keineswegs verzweifelt. Harder begrüßte er mit Wärme.

Dann trat er auf seine Gattin zu und küßte sie. Harder hatte soviel Zärtlichkeit nie zuvor an ihm wahrgenommen.

„Ahnst Du, weshalb uns Herr Harder heute aufgesucht hat?“ fragte Frau Bredow ihren Mann.

„Sehr einfach, um sich endlich einmal wieder sehen zu lassen.“

„Nein, er will Dir beistehen, er will Dir mit seinem Vermögen zu Hilfe kommen.“

„Das ist gut, das ist edel — ich danke Ihnen,“ rief Bredow bewegt und reichte dem Freunde die Hand. „Aber das würde ja unsern ganzen Zukunftsplan umstoßen, Frauchen, und das wäre schade.“ Und zur Erklärung sich an Harder wendend: „Es wird ein Arrangement zu stande kommen, niemand von meinen Gläubigern wird benachteiligt werden. Was jetzt nicht gedeckt werden kann, werde ich später in Ordnung bringen.“

„Aber Ihr geschäftlicher Ruf, Ihr Kredit?“

„Ich werde von Neuem aufbauen müssen; diesmal soll es aber ein solides Gebäude werden. Alles aus eigener Kraft und nur mit dieser Hilfe!“

Er legte liebevoll seinen Arm um seine Frau. „Ihr danke ich diesen Plan, von ihr habe ich mein Vertrauen für die Zukunft empfangen. Wollen wir Freund Harders Mammon annehmen und im alten Geleise bleiben, oder wollen wir unsern Vorsatz, den wir in schwerer Stunde faßten, ausführen, als zwei einige, glückliche Menschen?“

Sie legte ihr Haupt fest an seine Brust und antwortete ohne Besinnen: „Ich entscheide mich abermals für das letztere.“

„Nun haben Sie's selbst vernommen,“ meinte Bredow mit freudiger Zuversicht. „Aber glauben Sie mir: das Bewußtsein, in der Not wenigstens einen Freund gefunden zu haben, bereitet mir hohe Genugthuung, und darum sei Ihnen wiederholt gedankt.“

Harder errötete.

„Dieses Weib ist wahrhaftig ein Engel,“ dachte er, „und zwar ein sehr tapferer. Man möchte immer neidischer auf diesen Bredow werden. Doch nein! Von dieser Stunde an will ich ihnen ein rechter Freund sein, beiden, denn sie gehören zusammen, und keiner meiner Gedanken soll sich zwischen sie drängen, jeder aber ihrem Wohle gelten.“



Strickunterricht. Von Fritz Sonderland.

[Photogr. u. Verl. von Franz Hanjstaengl in München.]

◆ Eine Schachpartie. ◆

[Fortsetzung.]

Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen.

[Nachdruck verboten.]

Das Paar war, äußerlich wenigstens, ein höchst ungleichartiges. Einem etwa drei- bis vierundzwanzigjährigen Studenten saß ein Mann von wohl fast dem dreifachen Alter gegenüber. Sein Aussehen hatte etwas Eigentümliches, das zwischen Groteskem und Unheimlichem hin und her schwankte. Das dickgeflochte Haar auf seinem Kopf gehörte unverkennbar nicht ihm selbst, denn es war von der Farbe eines Spitzmausfells, während ein kleiner stachlicht aufgestrümmter Schnurrbart ebenso rattengrau wie die langjädigen, verbuchten Brauen von der pergamentfahlen Gesichtshaut abstach. Ein Habichtschädel krümmte sich als Nase von der vorgebauten Stirn herunter, daneben standen zwei glimmende Raubvogelaugen, die beinahe immer, gleich denen einer Gule im Tageslicht, von dem oberen Lid halb übernickt wurden. Die Oberlippe dagegen zog sich, in der Mitte geschweift, von dem weißen, scharfen, vollenhaften Gebiß etwas aufwärts, so daß es den Eindruck erregte, als ob ihr Inhaber beständig lautlos vor sich hin lache. Nur der Gegensatz des stets unbeweglich ernsthaften Gesichts ließ die Täuschung erkennen, die den Zügen besonders den ungewiß-unheimlichen Ausdruck ließ.

Der junge Student war einnehmend, mit blauäugigem, offenem, blond vom Haar und kurzen Bart umfaßtem Gesicht. Nur ein wenig blaß, redete dies von Ueberarbeitung und Mangel an Bewegung in frischer Luft; sein Anzug, wenn auch sauber und anständig, zeigte sich bei näherer Besichtigung ziemlich fadenscheinig-bejahrt und sprach von knappen Verhältnissen. Sie lagen offenbar als eine Bürde auf ihm, die seine von der Natur kraftvoll und elastisch gebauten körperlichen und geistigen Schultern stark herunter drückte. Man sah ihm eine Unsicherheit seiner Existenz an und daß seine, zu freudigem Lebensmut geschaffenen Augen zumeist von herandrängenden Schatten der Zukunft überdunkelt wurden.

Er hieß Wolfgang Wegerdanz, und das Schicksal hatte ihm seinen Namen bewahrt und ihm einen fröhlichen Tanz durch's Leben verweigert. Seit mehreren Jahren war er eltern- und heimatlos, kurz, nachdem er als Mediziner die Universität bezogen, war sein Vater gestorben, ohne ihm mehr an Hab und Gut zu hinterlassen, als daß er bei hochgradigster Sparsamkeit vielleicht eben damit bis an's Ende seines Studiums gelangen konnte. Das Aeußere lag ihm aber nicht im Blut, und die Folgen dieses Eigenschaftsmangels machten sich bald an seiner Kasse bemerkbar. Er hatte in zwei Semestern das verbraucht, was für drei reichen mußte, und das vorwegelaufene ließ sich mit aller Kunstfertigkeit und Beschleunigung seiner wissenschaftlichen Gangart nicht wieder einholen. Seit zwei Jahren nun schon war das voraussehende Endtagit seiner Berechnung stets das nämliche geblieben. Wenn er überhaupt bis zum Examen kommen wollte, mußte er seine Natur auf den Kopf stellen und sich gleich dem verhungertsten Geizhammel den Bissen am Mund und jede Versuchung eines vergnüglichen Augenblicks an der Seele abknicken, um sich möglicherweise noch nach studentischer Sprachweise bis zur Praxisberechtigung „durchzuschinden“. So ging sein tägliches Dasein vom Morgen bis in die späte Nacht lediglich im Besuch von Kliniken, Kollegien und häuslichem Repetieren auf. Nicht zu seinem besonderen Behagen, doch er mußte, wollte, was er mußte, und konnte, was er wollte. Viel Verkehr mit Kommilitonen hatte er nie geführt, brach indes mehr und mehr auch von den wenigen ab und vermied die Lokalitäten, in denen er mit Bekannten zusammentreffen konnte, um sich keiner Verlockung auszugeben, denn er hatte an sich erfahren — und zwar auch noch im letzten Semester — sein Fleisch sei nicht vom stärksten.

Wieder nach uraltem Studentenbrauch nannten seine früheren Genossen ihn infolge alles dessen selbstverständlich einen „Simpel“ und „Dschwurm“, bekümmerten sich nicht weiter um ihn, und er war im ausgedehntesten Wortsinne ein „Obscurant“, der in der ganzen Stadt keinen Korpsbruder, keinen Blasenlumpan, Kollegen oder Kommilitonen besessen hätte, um den Weihnachtsabend vor den sonstigen des Jahres durch eine gemeinschaftliche Bowle auszuzeichnen, falls seine Umstände ihm solchen Beteiligungsluxus verstattet haben würden.

Einmal am Tage muß jedoch auch das pflichteifrigste Lasttier eine Rastpause machen, um seine Schlepplandung fortsetzen zu können, und da die Wissenschaft bei Wolfgang Wegerdanz diesen Naturtrieb noch durch physiologische Begründung unterstützte, so suchte er täglich in der kollegienlosen Zeit nach dem Mittagessen ein Café auf, um sich dort durch eine Ruhepause Kräftigung für die zweite Hälfte der Tagesarbeit zu holen. Allerdings benötigte dies ihn zu der beträchtlichen Ausgabe für eine Tasse Kaffee, aber es gewährte ihm andererseits ohne weitere Kosten das erprobte beste Mittel, sich zugleich eine geistige Ausspannung und ein Vergnügen zu bereiten. Nicht durch Zeitungslektüre, denn er bekümmerte sich bligwenig um hohe Politik und verstand von ihr kaum mehr als die Verfasser der Zeitartikel, doch er nahm stetig sofort einige Journale in Besitz und

hockte sich mit ihnen an seinen gewohnten Eckisch. Romane und Novellen, Lyrisches, Unterhaltendes, Ethnographisches und Volkswirtschaftliches ließ er in den Zeitschriften gleichfalls völlig unangefastet, sondern schlug nur die Seiten mit den Schachaufgaben auf, beorderte sich vom Kellner ein Schachspiel, dessen Benutzung er durchaus umsonst erhielt, und vertiefte sich unbeweglich in die Lösung der mehr oder minder schwierig ausgeheckten Probleme, bis ein hübsches, lebendiges Aufleuchten seiner Augen kundgab, daß er den richtigen Weg entdeckt habe. Andere hätten darin vielleicht weniger eine Erholung als eine abermalige geistige Anstrengung gefunden, allein er war von früher Kindheit auf ein leidenschaftlich-eifriger und zweifellos mit besonderem Talent veranlagter Schachspieler gewesen, dem die gewürfelten Felder des Brettes überall in der Welt etwas wie einen heimatlichen Boden darstellten, auf dem er, aus dem Geleise seiner ernennten Tageshätigkeit forgehoben, sich von derselben erfreulich, nachhaltig und erinnerungsvoll zu frischer Kraft ausruhte.

Da hatte sich vor bald einem Vierteljahr etwas Absonderliches zugetragen. Eines Nachmittags war an den Tisch, als er bei der Lösung einer Aufgabe gesessen, ein eigentümlich aussehender alter Herr getreten und hatte mit einer trocken schlürfenden Stimme gefragt, ob er vielleicht Lust habe, eine Partie zu spielen. Bei Wolfgang's bereitwilliger Bejahung stellte der Fremde auch die Figuren schon in Ordnung, losie wortlos um den Anzug, erhielt diesen und begann. Er gab keinen Laut mehr von sich, so lange die Partie dauerte, und spielte vortrefflich. Im Anfang hielt der junge Student sich dem Alten überlegen, dann kam er nach und nach zu der gegenteiligen Empfindung, daß derselbe eigentlich stärker sei, als er. Aber schließlich gewann er dennoch mit Anspannung aller Kraft; sein Gegner äußerte nichts, sondern nahm nur zum Zeichen, daß er die Partie aufgabe, schweigend seinen Abzug zwischen zwei Fingerspitzen und legte ihn der Länge nach auf das Schachbrett un. Danach stand er auf, sagte mit heiserem Ton: „Morgen um diese Zeit Revanche,“ und ging ohne weiteren Gruß davon.

Das war ein etwas ungewöhnliches Benehmen, an sich indes noch nicht gerade absonderlich. Das Befremdende für Wolfgang Wegerdanz aber war, daß der Unbekannte zuvor in seine Tasche gegriffen, eine Börse hervorgezogen und stumm eine funkelnd neue Doppelkrone auf den Tisch vor den Studenten hingelegt hatte. Es dauerte etwas, bis dem letzteren klar wurde, daß das Goldstück für ihn als Spielgewinn daliege, und danach fiel der Gedanke mit einem gewissen Schreck über ihn, daß er ebenso die Partie hätte verlieren können und der Fremde dann die gleiche Leistung von ihm erwartet haben würde. Offenbar war es diesem selbstverständlich, daß man um eine Doppelkrone spielte. Unzweifelhaft aber auch gehörte die anmutig flimmernde Münze Wolfgang, und wenn er sie nicht an sich nahm, verschwand sie voraussichtlich beim Abräumen der Tassen in irgend einer unaufgeklärt bleibenden Weise in der Tasche des Kellners. Diese Vorstellung ließ fraglos etwas Widersinniges und bewog ihn, das Zwanzigmärkstück jedenfalls vor der Hand bei dem mageren Silberinhalt seiner Geldtasche in Verwahrung zu bringen. Am nächsten Tage konnte er es ja mit der Erörterung zurückstellen, daß er nicht gewöhnt und nicht in der Lage sei, Schach um Geld zu spielen.

Der nächste Nachmittag kam und mit ihm, präzise mit dem Glockenschlage, stand der wunderliche Spielpartner da. Er nickte nur, setzte sich und stellte die Figuren auf. Wolfgang verschob seine Erklärung bis zum Schluß der Partie, die ebenfalls wie die gestrige verlief. Doch gleich nach dem abermaligen Verlust derselben hob der Alte sich vom Stuhl, legte wortlos wieder eine Doppelkrone hin und war zwischen den Tischen und Gästen umher davon, eh der Zurückbleibende seine Absicht auszuführen imstande gewesen.

Er wurde ein wenig vor sich selbst rot, denn vielleicht hätte er den Mund rascher aufstun können, wenn — wenn das Gold ihn nicht so eigentümlich angeblinkt hätte. Im Grunde war es ehrlicher Verdienst, durchaus freiwillig entrichtet — oder vielmehr es gewährte ihm die Möglichkeit, sich das Vergnügen einer Partie mit einem guten Spieler noch öfter zu wiederholen. Er konnte einfach darauf warten, daß er verlieren und so das Geld ohne alle Erläuterungen zurückerstatten würde. Und er setzte sich vor, ruhig weiter zu spielen, bis dieser Fall eingetreten und der Gewinn ihm wieder aus der Tasche fortgeschwunden sei. Dann war immer noch Zeit zu einem Aussprechen, oder er brauchte einfach das Stelldichein nicht mehr inne zu halten und konnte sich in einem anderen Café der großen Stadt verlieren.

Der Fall, daß er unterlag, trat auch am dritten Tage schon ein. Er zog seine Börse und vollbrachte mit einer gewissen Feierlichkeit, die Nonchalance sein sollte, als sei es eine Art täglichen Thuns von ihm, seine Obliegenheit, die Doppelkrone vor den Fremden hinzulegen. Nichtsdestoweniger zauderten seine Finger ein klein wenig, es that ihm leid, das schöne Goldstück loslassen zu müssen, besonders

da der Alte es mit einer unbefreiblichen Gleichgültigkeit wie einen Kupferpiennig einsteckte und seine Miene nicht den leisesten Unterschied beim Gewinn und beim Verlust aufwies. Wie er nach gewohnter Art verschwand, sah Wolfgang ihm kurz nach und dann auf das noch vor ihm liegende Schachbrett zurück und murmelte ärgerlich: „Warum zog ich damals nicht, wie ich anfänglich wollte, den „Bauern“? Dann hätte ich die Partie gewonnen.“ Und er setzte eifrig die Stellung wieder auf und spielte sie mit dem Zug des Bauern aufs neue bis zum Ende durch. In der That mußte er so gewinnen und er murmelte nochmals: „Zu dumm!“ Und da er gleichzeitig den Betrag für seinen Kaffee hervorzog, warf er einen halbbedauerlichen Blick auf das einsame Goldstück, das, von seinem Genossen getrennt, allein zwischen den dünnen Falten des Portemonnaies heraufschimmerte.

Das, wie gesagt, hatte sich vor mehreren Monaten zugetragen, und seitdem saßen die beiden Tag um Tag zur nämlichen Stunde am selben Tisch bei ihrer Schachpartie. Es fiel nie ein anderes Wort zwischen ihnen, als dann und wann ein solches, das sich auf das Spiel bezog. Nach Ablauf einer Woche ungefähr hatte der junge Student sich einmal seinem sonderbaren Partner vorgestellt und dieser darauf mit einem kurzen Kopfnicken ein paar unverändliche Worte in den Bart gesprochen, die mutmaßlich auch seinen Namen bedeuten sollten, dem Ohr des Hörers jedoch nicht die geringste Andeutung desselben hinterließen. Der Kellner redete den Fremden „Herr Baron“ an, auf Wolfgangs Nachfrage wußte er indes weiter nichts, als daß sein Vorgänger das nämliche gethan. Allerdings fügte er noch als Stützpunkt für die hohe Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit dieser adligen Betitelung den Umstand des täglichen zurückgelassenen Zwanzigpiennigstücks an. Es lag ein leiser Seitenblick darin, daß Wolfgang Wegerdanz vermutlich nicht dem freiherrlichen Stande angehöre.

Der letztere konnte immer noch nicht zur Erkenntnis gelangen, wer der stärkere Spieler von ihnen sei. Wochenlang hatte er wieder Grund beiseite zu halten, da sich allmählich zweihundert Mark in blanken Goldstücken in seiner Börse gesammelt gehabt. Wenn noch einmal das gleiche hinzukam, löschte es den Rest seines ersten Universitätsjahres aus und machte den Ausfall für das eine, nachdenklich vor ihm liegende Semester gleichsam ungeschehen. Er spielte nicht deshalb, natürlich nicht; aber er konnte nicht ändern, daß es ihm bei einer schwierigen Zugwahl manchmal plötzlich zur Vorstellung kam.

Jedenfalls indes waren das nur Schösser aus den komprimierten Luftstücken des Freiherrn von Münchhausen gewesen, denn in der letzten Woche jetzt hatte er Tag um Tag eine Partie verloren. Sein Gegner spielte neuerdings mit unglaublicher Sicherheit, Zähigkeit und tiefberechnender Verschlagenheit, die weit mehr an einen alten Wechselluden als an einen „Baron“ erinnerte. Und heut am Weihnachtsnachmittag befand sich nur noch eine einzige Doppelkrone in Wolfgangs Wegerdanz Tasche.

Er bemerkte nicht, daß fast alle übrigen Gäste schon das Café verlassen hatten, sondern spielte mit brennendem Gesicht. Seine Partie stand eigentlich nicht schlecht, wenigstens vermochte er nirgendwo einen Nachteil für sich herauszufinden. Aber trotzdem konnte er sich nicht des Gefühls erwehren, daß ihn irgend eine versteckte Gefahr bedrohe. Dies Gefühl besaß etwas Unheimliches, er wußte selbst nicht, weshalb. Sein Gegner sah ihm wie ein alter, verwitterter, oben phantastisch mit schwarzen Flechten überwachener Baumstamm gegenüber, an dem nur aus den beiden Augenhöhlen ein phosphoreszierendes Glimmer fiel. Er regte nichts als die langen knöchigen Finger, um seine Figuren zu bewegen. Dann sagte

er einmal heiferstimmig, wie es schien, ohne die Lippen zu rühren: „Matt in fünf Zügen.“

Es verhielt sich so, unausweichlich; plötzlich gewahrte der junge Student es auch, daß er ahnungslos in eine Falle geraten war. Er griff hastig in die Tasche und legte die letzte Doppelkrone vor den Gewinner hin. Dabei atmete er auf; im Grunde war er froh, sie los zu sein. Er fühlte, das Gold hatte gedroht, eine dämonische Gewalt über ihn zu gewinnen, ihn am harmlosen Schachbrett in die fiebernde Aufregung eines Hazardspieles zu verstricken. Und er stand im Begriffe, beizufügen, daß er fortan durch Arbeitsnötigung verhindert sei, das Spielen weiter fortzusetzen.

Doch gegen seine Gewohnheit hatte der Alte nicht sogleich den Stuhl geschoben, sondern den langen Rücken an die Wand zurückgelehnt, sah unter den Nickerlern herüber und sprach zum erstenmal mit einer nicht auf das Spiel bezüglichen Aeußerung: „Ein widriger Abend. Der fatalste im Jahr. Ihnen auch?“

Von der Aeußerung überrascht, entgegnete Wolfgang Wegerdanz unwillkürlich das erste, was ihm auf die Lippen kam: „Mir ist er wie jeder andere.“

„Das heißt, Sie sind ein verständiger Mann und haben keine Narrenspößen an ihm vor, Lichter und Lachen und Alberer.“ Der Sprecher stand jetzt auf, steckte das Goldstück ein, nickte nach seiner Art mit dem Kopf, doch setzte er hinzu: „Wenn Sie Lust haben, den widertlichen Abend noch mit einer Partie umzubringen — ich wohne in der Wasserstraße sieben — ein heißes Glas Punsch thut bei der insamen Witterung auch gut.“

Der so unerwartet Eingeladene war derartig erstaunt, daß er zunächst nur halbötternd auf das letzte: „Gewiß, Herr Baron,“ erwiderte. Dann wollte er seinen Vorsatz ausführen, doch es kam ihm mit einer falschen Scham, der andere möge Rechnung geführt haben, daß er heute das letzte der von ihm selbst entrichteten Goldstücke zurückhalten, und er fügte eilig hinzu: „Ihre Aufforderung ist sehr liebenswürdig — wenn es mir möglich fällt — eine gewisse Zusage kann ich leider nicht geben.“

„Wenn es Ihnen doch noch gefällt, pochen Sie dreimal mit dem Knaut an die Thür.“

Die antwortende Stimme mußte irgendwoher gekommen sein, aber man hatte an keiner Mundregung der langen, hageren Gestalt wahrgenommen, von wo, und gleich darauf war die letztere so geräuschlos, als berühre sie den Fußboden nicht, aus der Thür verschwunden; statt ihrer fuhr nur ein winselnder Windstoß, Schnee mit sich stäubend, herein. Wolfgang Wegerdanz sah sich halbverwirrt um, ob er bei der Lösung einer Schachaufgabe eingenickt sei und geträumt habe. Alle Gasflammen, außer derjenigen, unter welcher er noch saß, waren ausgelöscht; dicht neben ihm stand der Kellner, die Hand schon nach dem Schachbrett vorsirend, und schaute ihm mit nicht mißzuverstehendem Erwartungsblick ins Gesicht. So verließ auch er das weihnächtlich leere Café.

Wohin? Auf seine Stube, um zu arbeiten, wie immer. Was sonst?

Gewiß folgte er nicht der Einladung seines Schachgegners. Wenn er verlor, hatte er keine Doppelkrone mehr zu bezahlen. Bis zum Beginn des neuen Jahres mußte er mit den wenigen Markstücken in seiner Börse ausreichen.

Er selbst hatte bedachtsam jeder etwaigen Verlockung zu einer Weihnachtsvergeudung vorgebeugt und Vorsorge getroffen, daß er nicht eher Geldmittel für das nächste Quartal ausbezahlt erhalten konnte. Außerdem regte der alte „Baron“ in ihm eine unbestimmt abwehrende Empfindung. In seiner Vorstellung bekam derselbe etwas von einer aufgepußten, elektrifizierten Leiche, die automatenhaft Schach spielte.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Die alten Aegypter als Biertrinker. Man ist ziemlich allgemein der Ansicht, daß der Alkoholismus eine Begleitererscheinung der modernen Kultur ist, wenn auch noch so oft die alten Germanen zitiert werden, die immer noch eins tranken. Diese Ansicht ist aber unrichtig, er ist weder neuen noch deutschen Ursprungs. Zur Zeit der alten jüdischen Patriarchen war das Trinken schon so verbreitet, das der Alkoholismus mit zu den Gründen des Verfalls im jüdischen Reich gerechnet werden mußte. Die Juden aber hatten die Liebhaberei für berausende Getränke erst in Aegypten gelernt, denn die Aegypter sind das älteste alkoholtrinkende Volk, von dem man bisher Kunde hat. Die Schanklokale befanden sich in den ägyptischen Städten immer in den entlegensten Gassen. Man konnte sich dort besonders an dreierlei betrinken: an Wein (Arap), an Bier (Gef) und an einer Art aus Palmenfrüchten bereitetem Branntweins, also einem Palmenschnaps, der Skubu genannt wurde. Vom Arap gab es viele Sorten, die aus Syrien, Rhönzigen und sonstwoher eingeführt wurden. Dennoch waren die Aegypter nicht eigentliche Weinliebhaber, sondern das bevorzugte Getränk war bei ihnen das Bier, das von allen Klassen der Bevölkerung in ungeheuren Mengen vertilgt wurde. Der Aufseher über die königlichen Braukäuser war einer der angesehensten Hofwürdenträger. Das alte ägyptische Bier war von dem unsern nicht sehr verschieden, wenigstens wurde es auch aus Gerste bereitet. Außerdem gab es allerdings noch ein anderes, das im Volk konsumiert wurde, ein schwarzes Getränk, ähnlich dem, das noch heute in Nubien getrunken und aus Hirse hergestellt wird. Mit dem Alkoholismus war auch bald die Notwendigkeit

zu seiner Bekämpfung gegeben, und es mußten sich Vereine gegen die Trunksucht bilden. Mannigfache Inschriften und Bilder, die in den ägyptischen Bauten erhalten sind, bezeugen, daß die Entstehung des Alkoholmißbrauchs schon bis in die sagenhaften Zeiten des Königs Sesostris zurückverlegt wird. Man hat in vielen Gräbern und auf Mumien Bilder gefunden, die Betrunkene darstellen, wie sie von ihren Kameraden fortgetragen werden. Eines der merkwürdigsten Bilder veranschaulicht eine elegante Damengesellschaft, die aus Bechern Wein trinkt, während andere Frauen ihre Entrüstung über diese Ausschweifung zu erkennen geben.

Vor vielen Jahren wurde ein einziges Stückerl von irgend einem Dinge, das mehr einem Nest eines sehr alten Krüssels als etwas anderem gleich sah, einem ausgezeichneten Mikroskopisten zugesendet, um zu bestimmen, was es sei. Der Untersucher legte es in das „Feld“ und that den Ausspruch: es sei ein Stück menschlicher Haut — der Haut eines schönen Mannes, bedeckt mit den Haaren, welche auf den nackten Teilen des Körpers wachsen. Dieses Stück war unter einem Nagel an einer alten Kirchenthüre in Yorkshire hervorgekommen worden, wo man, gerade tausend Jahre zuvor, die Haut eines dänischen Räubers, der eine Heiligthums-Schändung begangen hatte und dieses Verbrechen halber lebendig geschunden worden war, als Warnung für andere Uebelthäter angehängt hatte. Zeit und Wetter haben längst alle Spuren dieses dänischen Markfas zerstört; allein die Sage blieb in voller Kraft, und so fiel es jemandem, der ängstlicher als die übrigen war, ein, einen Teil der Thüre, unterhalb eines der Nägel abzuschaben und dieses Abschabsel dem Mikroskopisten zu übersenden, der dann obiges Ergebnis bekannt machte.

Unsere Bilder.

An das Christkind.

Nun hab' ich dem Christkind alles geschrieben,
Was mir vom vorigen Feste geblieben,
Daß meine Puppe ein Bein verloren,
Und eingebüßt hat Nase und Ohren;
Daß sie nur drei Finger an jeder Hand,
Einen alten Hut mit durchlöcherter Band,
Und ein sehr zerrissenes Kleidchen hat, —
Und daß ich mir an ihrer statt
Eine neue wünsche mit einem Kleide,
Das ganz aus Spitzen und rosa Seide.
Mit einem Hute voll Blumen garniert,
Und Schühchen mit silbernen Schnallen verziert.
Auch reden soll sie ein bißchen können,
Zum wenigsten mich „Mamachen“ nennen
Und „bitte“ und „danke“ und „Amen“ sagen. —
Nun will ich den Brief zum Postamt tragen,
Damit ihn das Christkind bei Zeiten erhält
Und die Puppe beim lieben Gott bestellt!

B. S.

Sirdar Habib-Ullah Chan, geboren im Jahre 1872 in Samarkand, hat als ältester Sohn des greisen Emir Abdur-Rahman, nachdem derselbe einer alten Gichtkrankheit kürzlich erlegen, den Thron von Afghanistan bestiegen. Habib-Ullah Chan ist kein Neuling in den Staatsgeschäften. Er war von Abdur-Rahman schon seit längerem mit wichtigeren Funktionen betraut worden. Englische und russische Diplomaten werden sich jetzt um die Gewinnung des neuen Herrschers bemühen.

Der Berliner Zoologische Garten, einer der bedeutendsten und wertvollsten der ganzen Erde, zeichnet sich nicht nur durch die Reichhaltigkeit und Seltenheit seiner Sammlungen, sondern auch durch gärtnerische und architektonische Schönheit aus. Von den Tierhäusern bringen unsere Bilder das im Pagodensstil gehaltene Elefantenhäus, sowie das nicht minder ansprechende Straußenhaus zur Anschauung.

Gemeinnütziges.

Bei Herzkrampf sind sofort die Kleider zu öffnen, besonders bei Frauen die enganschließenden Taillen, Rockbünde und das Korsett. Das Auslegen von heißen Kompressen (Umschlägen) bringt, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, in den meisten Fällen sehr schnelle Binderung, besser als kalte Umschläge, die auch in Frage kommen können. Ferner ist kräftiges Frottieren der Arme und der Herzgegend angezeigt, milde Abdampfen der Brust, warme Fußbäder, die ableitend wirken, ebenso Abkühlere, wenn Magen- und Darmleiden die Ursache des Herzkrampfes sind. Halbbäder von etwa 30 Grad und gleichzeitiger kühler Begießung des Nackens und der Brust. Bei Herzleidenden hilft oft ein lokaler starker Druck auf die Herzgegend überraschend schnell. Vor allem hat man die Ursachen zu berücksichtigen und darnach die Hilfsmittel einzurichten. Die Ursachen können sehr verschieden sein, z. B. Herzfehler, Nierens-, Leber-, Genital-, Magen- und Darmleiden, Gallen- und Nierensteine, Gicht, Hysterie, Nervenleiden, Blutarmut, Vergiftung durch Alkohol, Tabak und Medikamente. Vom Herzkrampf Befallene müssen deshalb einen Arzt zu Rate ziehen und vor allem die Ursache des Herzkrampfes zu beseitigen anstreben.

Auszeichnung.

Gast (dem wiederholt hartes Fleisch vorgesetzt wurde): „Wenn Sie so fortmachen, Herr Wirt, werden Sie gewiß noch zum Ehrenmitglied des Vereins der Zahnärzte ernannt!“

Subjektive Auffassung.

Lehrer: „Welches ist die ergreifendste Szene in Bürgers Lied vom braven Mann?“
Beitel Fzig: „Als der Graf hat hingeworfen den Geldbeutel!“

Schlagfertig.

Assessor (bei Geheimrats zum Frühstück): „Wer hat denn das prächtige Rebhuhn zubereitet?“
Geheimrätin: „Meine — hm — meine Tochter.“

Assessor (nach einem Weichchen): „Wer spielt denn so schlecht Klavier?“

Geheimrätin (schnell): „Meine Köchin!“

Lustiges.

Er weiß sich zu trösten.



„Nun, Better, Du hast von der Baroneß einen Korb bekommen! Was wirst Du nun thun?“
„In der Lotterie spielen, liebe Cousine!“

Nachricht.

1. Bezier-Bild.



Wo ist hier ein Spion?

2. Füllrätsel.

*	*	s	*	l	*	*	r	*
*	r	*	16	*	2	g	*	*
*	*	15	o	*	e	3	*	*
*	14	*	e	*	*	u	4	*
13	*	l	*	*	*	o	*	5
*	12	e	*	*	*	n	6	*
*	*	11	l	*	r	7	*	*
*	n	*	10	*	8	*	i	*
*	*	*	y	9	*	*	*	*

Die mit Sternchen bez. Ziffern versehenen Felder dieser Figur sind so mit Buchstaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bedeuten: 1. eine Tochter des Priamus, 2. eine russische Hafenstadt, 3. eine Stadt des Altertums in Klein-Asien, 4. ein Schloß (Ort) bei Wien, 5. eine Stadt in Nord-Amerika, 6. einen preussischen General, 7. einen See der skandinavischen Halbinsel, 8. eine Art Kohle, 9. ein Gift. — Nach richtiger Lösung erscheint an der Stelle dc. Ziffern der Name eines deutschen Malers.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Vorhand hat: Kreuz-As, Dame, Sieben Wit-Bein, König, Neun, Coeur-Bein, König, Dame, Neun. Hinterhand hat: Kreuz-Bein, Neun, Acht, Karo-As, Bein, König, Dame, Neun, Acht, Sieben. Skat: Coeur-Acht, Sieben. Spiel: Vorhand spielt in beiden Fällen Coeur-König aus. Bei Grand erhalten die Gegner einen Kreuzstich mit 25 und zwei Wiltstiche mit 35 Augen (Hinterhand wimmelt Karo-As und Bein). Bei Kreuz-Solo scheidet Hinterhand Coeur-As und König mit Kreuz-Bein = 25, und auch hier erhalten die Gegner beide Wiltstiche = 35 zusammen 60 Augen.
2. Theobald, Estremadura, Longobarden, Eberhard, Bergolese, Hebriden, Oldenburg, Nerubda. — Telephon.
3. Windfahne.

Bedenkliche Auszeichnung.

„War der Mißerfolg der neuen Schauspielerin denn so groß?“
„Das will ich meinen! Beim Verlassen des Theaters haben sie ihr noch zwei Pferde angespannt.“

Gelbenmut.

„Sage, Georg, würdest Du, wie einst die alten Ritter, eine Heldenthat ausführen können, um Dir meine Liebe zu erhalten?“
„Aber thue ich das denn nicht? Ich trage den Handmalerei-Schlips, den Du mir schenktest, doch jeden einzigen Tag!“

Ausweg.

Gast: „Da weiß ich wirklich nicht, was ich thun soll! Nehm' ich eine ganze Portion — das ist zu viel, und an einer halben ist nichts dran!“

Kellner: „Nehmen Sie ruhig eine ganze Portion; wir können sie ja etwas kleiner als gewöhnlich machen!“